Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 12. Posen, den 25. März. 1883.

Der Theaterkandidat.

Novelle von T. Tschürnau.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Kandidaten waren die Tage seit der Katastrophe düster und unheimlich hingegangen. Toni hatte mit großer Schwierigkeit und bedeutenden Geldopfern eine Verlängerung ihres nur auf wenige Tage berechneten Urlaubs erlangt; sie war entschlossen, nicht von der Seite des Kranken zu weichen, bis er gerettet, oder — sie wagte es kaum auszudenken — bis er todt sei.

Vorläufig war sein Zustand noch immer derselbe, am Tage dumpfe Betäubung, während der Nacht wirre Fieberträume.

Der Abend war hereingebrochen und hatte hellen Mondschein gebracht.

So weiß lag das Mondlicht auf den Straßen und Häusern der Stadt, daß es schien, als seien sie mit Schnee bedeckt.

An einem Fenster der Krankenstube stand Toni. Sie lehnte den schmerzenden Kopf an die Scheiben und sah so unverwandt nach dem gegenüber liegenden Hause, als studire sie dessen wunderliche architektonische Auswüchse, oder belustige sich über die Drachenköpfe der Dachrinnen, die, im Mondlichte scharf hervortretend, grinsend zu ihr herüberschauten.

Sie sah nichts davon.

In der letzten Zeit hatte sie sich seltsam verändert. Ihr leidenschaftliches, lebensprühendes Wesen war einer energielosen Müdigkeit gewichen, die sich auch in ihrem Aeußeren ausprägte. Ihr Gang hatte seine Elastizität, ihr Auge seinen wunderbaren Glanz, ihr Mienenspiel seine Beweglichkeit verloren.

Frau Winter, die am Bette des Kranken saß, warf zuweilen einen ängstlichen Blick auf die in sich Versunkene und immer, wenn sie das that, seufzte sie leise und schüttelte sorgenschwer das alte Haupt.

Sie stand endlich auf und trat zu der Träumenden.

„Toni", flüsterte sie, „möchtest Du Dich nicht ein wenig zu dem Herrn Kandidaten setzen, ich habe draußen zu thun".

Das war ein Zaubermittel.

Schon bei den ersten Worten der alten Frau hatte Toni das Fenster verlassen. Der schlaffe übermüdete Zug war plötzlich aus dem schönen Antlitz verschwunden.

Frau Winter ging hinaus, zufrieden mit ihrer List. Sie wußte es ja längst, daß die anstrengende Pflege eine Wohlthat für das aufgeregte Mädchen sei, daß Toni in der Sorge um den Kranken jeden anderen Kummer vergaß.

Der Kandidat lag in einem Zustande völliger Apathie, im Zimmer regte sich kein Laut außer dem Ticken der großen Wanduhr, und das erhöhte nur den Eindruck der tiefen Stille.

Lange schaute Toni unverwandt in das bleiche, stille Gesicht, das heut gar so leichenhaft aussah.

Wenn jene Augen sich nun nie mehr zu einem zärtlichen Blicke für sie öffneten, wenn jener bleiche Mund nie das Wort der Verzeihung aussprach? Sie beugte sich in heißer Angst nieder zu dem Kranken, um seinen leisen Athemzügen zu lauschen?

Nein, noch athmete er, noch durfte sie hoffen. Sie wandte sich langsam, wie zögernd, dem Tische zu, auf dem die Lampe stand und zog ein Zeitungsblatt hervor.

Sie ballte es zusammen, nachdem sie es überflogen hatte, ihre Lippen bebten und in ihren Augen standen Thränen des Zorns und der Beschämung.

Wohl zwanzig Mal hatte sie heut schon die Geschichte von der büßenden Magdalena gelesen. Wie Feuer brannte jedes dieser boshaften Worte in ihrem Gedächtniß und doch studirte sie dieselben immer wieder mit einem selbstquälerischen Eifer, der stets neue Beleidigungen herausfand. Ein „Freund" hatte ihr das Zeitungsblatt mit einigen anonymen Zeilen zugesandt.

Sie stützte den Kopf in die Hände, und saß und sann, bis heiße Thränen ihr über das glühende Gesicht rannen.

Alles war ihr zertrümmert, Glück, Ruhm Selbstvertrauen, jetzt auch ihr guter Ruf. Und sie war so allein, so schutzlos. Noch nie im Leben hatte sie dieses Gefühl des Elends, des Verlassenseins, der vollständigen Hilflosigkeit kennen gelernt.

Es klingelte draußen und gleich darauf hörte sie die gedämpfte Stimme Sydow's, der im Entree mit Frau Winter sprach.

Sie trat hastig aus dem Lichtkreise der Lampe. Er brauchte es nicht zu wissen, wie schwer sie litt unter der allgemeinen Verurtheilung, der ja auch er beistimmte.

Die beiden jungen Leute begrüßten sich kurz und förmlich, dann beugte sich Sydow zu dem Kranken nieder.

Toni beobachtete ihn mit angstvoller Spannung. Der Zustand des Kranken war heut nicht wie an anderen Abenden, das Fieber hatte sich nicht zur gewöhnlichen Stunde eingestellt. War das ein Zeichen der nahen Auflösung? Wie Todeskälte ging es ihr durch die Glieder bei dem Gedanken.

„Sprechen Sie", stieß sie mühsam hervor, „ist's das Ende, ist er verloren?"

Sydow richtete sich auf und trat zu ihr heran.

„Nein, nein", — sagte er — seine sonst so feste Stimme klang tiefbewegt — „im Gegentheil, ich halte ihn für gerettet".

Er trat erschrocken zurück, denn ehe er es hindern konnte, war seine Hand ergriffen worden, und ein paar heiße Lippen hatten sich in innigem Kusse darauf gepreßt.

„Ich danke Ihnen!" flüsterte dicht neben ihm eine leise Stimme.

Sydow fühlte, wie ihm das Blut heiß in's Gesicht stieg, eine grenzenlose Verlegenheit überkam den sonst so sicheren Mann.

„Fräulein", stammelte er und verbarg schnell die geküßte Hand, als ob er sich ihrer schäme.

Das einzige, kurze Wort übte eine vernichtende Wirkung auf das junge Mädchen. Sie hatte sich hinreißen lassen von ihrer leidenschaftlichen Dankbarkeit, er war ihr im Augenblicke nicht der Mensch gewesen, sondern der Retter, der Engel, der Gott. Jetzt war sie jäh erwacht und mit heißer Scham empfand sie, was sie gethan hatte.

Sie wich scheu seinem Blicke aus und am Bette niederkniend, verbarg sie ihr glühendes Gesicht auf der Hand ihres alten Freundes.

Sydow war zurückgetreten.

Er wollte ihr Zeit geben, sich zu fassen, selbst Zeit gewinnen, um seine Haltung wiederzufinden. Mechanisch griff er nach dem Zeitungsblatte auf dem Tische — er schob es sofort wieder von sich, und sein Blick richtete sich mitleidig auf die Knieenden. Die böse Welt hatte viel an dem armen Mädchen verbrochen, und er nicht am wenigsten.

Er trat zu ihr heran und legte sanft die Hand auf ihre Schulter.

„Ich bitte, regen Sie sich nicht so sehr auf", sagte er beschwichtigend.

Sie zuckte unter seiner Berührung zusammen und erhob sich sofort.

„Erlassen Sie mir dieses Mitleid", sagte sie leise, aber vor Aufregung an allen Gliedern bebend. „Warum verstellen Sie sich? Ich weiß sehr wohl, wie Sie über mich denken. Das war ja wieder eine Theaterszene, die Ihnen die Heuchlerin vorspielte, eine That, die eben nur ein solches Geschöpf . . ."

Sie war unfähig, weiter zu sprechen und verbarg aufschluchzend das Gesicht in den Händen. Er wollte sie beruhigen, trösten, sie wich vor ihm zurück.

„O bitte, keine Versicherungen", sagte sie mit einer Geberde heftiger Abwehr, „ich könnte Ihnen doch nicht glauben. Und ich verdenke es Ihnen auch nicht, daß Sie mich verdammen. Thun es doch Alle, da, lesen Sie, wie die Welt über mich denkt".

Sie schob ihm mit bebender Hand das Zeitungsblatt hin. Er sah es nicht an.

„Ich kenne das Machwerk bereits", sagte er, „es ist eine Infamie".

Sie zuckte die Achseln.

„Warum?" sagte sie bitter, „der Verfasser sagt nur, was tausend Andere auch meinen".

„Das ändert nichts an der Sache, ein anonymer Angriff ist immer ein Schurkenstreich; er ist es doppelt, wenn er, wie hier, gegen eine schutzlose Frau gerichtet wird, und wenn er Lüge enthält von Anfang bis zu Ende".

„Und wer sagt Ihnen, daß es Lüge ist? Ihr Benehmen neulich ließ eine ähnliche Ansicht errathen".

„Ich war damals in einem argen Irrthum, für den ich um Verzeihung bitte. Seit ich Sie näher kenne, zweifle ich nicht mehr an Ihrer Wahrhaftigkeit. Es gehört kein besonders scharfer Blick dazu, zu erkennen, daß Ihre Qual und Angst nicht erheuchelt ist".

Sie sah ihn so forschend, so durchdringend an, als wolle sie ihm die verborgensten Gedanken aus der Seele lesen.

„Sie glauben, mich schonen zu müssen", sagte sie gepreßt.

Er verneinte ernst.

„Meine damalige Aufrichtigkeit sollte Ihnen Bürge für meine heutige sein", sagte er. „Ich spreche nie gegen meine Ueberzeugung".

Sie athmete tief auf.

„So danke ich Ihnen von Herzen", sagte sie innig, „Sie erzeigen mir eine größere Wohlthat, als Sie wohl meinen. Es ist mir ein unsäglicher Trost, daß ein Ehrenmann, wie Sie, nicht an das Furchtbare glaubt, das alle Welt mir nachsagt".

„Alle Welt?" Er lächelte. „Was nennen Sie alle Welt? Unsere Provinzialstadt?"

„Auch in Berlin ist die Affaire sicherlich schon in dieser gehässigen Auffassung bekannt und verbreitet. Ich habe meine Gründe, das zu glauben".

„Nun, auch Berlin ist nicht die Welt", beruhigte er gutmüthig".

„Ich bin vorläufig durch meinen Kontrakt dort gefesselt".

„Was thut's? Die Berliner sind viel zu selbstbewußt, um sich ihren Liebling durch die kleinstädtische Schmähsucht einer Provinzialstadt verleiden zu lassen. Es wird ja auch bald genug bekannt werden, wie Unrecht man Ihnen mit diesen lügnerischen Gerüchten gethan hat".

„Vielleicht erst, wenn's zu spät ist", wandte sie seufzend ein. „Ich muß Anfang nächster Woche in Berlin auftreten. Ist es den Machinationen meiner Feinde gelungen, mich in der Gunst des Publikums zu stürzen, empfängt man mich kalt, beleidigt man mich gar, so bin ich verloren.

Ich fühle, daß ich daran zu Grunde gehen würde. Uns Schauspielern ist der Beifall der Menge nun einmal Lebensluft, wir können ohne ihn nicht bestehen".

Sie strich heftig mit beiden Händen über die Stirn, als wollte sie die trüben Gedanken vertreiben, die hinter derselben arbeiteten.

Sydow schüttelte mit leiser Mißbilligung das Haupt.

„Ist es wohl recht von Ihnen, so leicht zu verzagen", sagte er im Tone freundlichen Vorwurfs. „Haben Sie nicht Ihre Kunst als beste Waffe gegen alle Umtriebe Ihrer Feinde? Können Sie die Welt nicht zur Bewunderung zwingen?"

„Kann ich das? Ich glaube es nicht. Die Kraft wird mir fehlen, wenn es zum ernstlichen Kampfe kommt. Ich kann Ihnen nicht sagen, was diese letzten elenden Tage aus mir gemacht haben. Ich habe alles Selbstvertrauen verloren, alle Zuversicht zu meiner Kraft, meiner Kunst.

Seit jenem Unglücksabende bin ich mir selbst verhaßt, ich glaube, wäre mein armer Oheim gestorben, ich würde mir das Leben genommen haben. Jenes entsetzliche Blatt dort hat dieses seltsame Gefühl noch verstärkt. Ich hege einen Abscheu vor mir selbst, vor dem Leben, in das ich zurücktreten soll, selbst meine Kunst ist mir verleidet".

Der Doktor zeigte sich als vollkommener Realist, der er war.

„Das ist die Folge der Uebermüdung, der Anstrengungen", sagte er eifrig. „Ich werde Ihnen von jetzt ab nicht mehr erlauben, auch nur eine einzige Stunde bei dem Kranken zu wachen. Gefahr ist nicht mehr vorhanden, und so können Frau Winter oder das Dienstmädchen sehr wohl Ihre Stelle vertreten, Sie brauchen Ruhe, absolute Ruhe. Die wird Sie am besten von diesen krankhaften Ideen heilen. Ich gebe Ihnen mein Wort, in wenigen Tagen sind Sie wieder so kräftig, so heiter, so übermüthig, wie Sie es sonst wohl waren".

Seine heitere Art, die Sache zu nehmen, verfehlte ihre Wirkung nicht.

„Ich will hoffen, daß Ihre Mittel wirken", sagte Toni lächelnd.

„Das werden sie. Aber mit meiner Strafpredigt bin ich noch nicht zu Ende. Wer so reich begnadet ist, wie Sie, der hat das Recht nicht, den Muth sinken zu lassen. Ihre Kraft soll sich nicht brechen im etwaigen Kampfe, sie soll sich stählen und verdoppeln. Was wäre denn der Siegespreis, wenn man nicht darum ringen müßte. Warum sollten Sie vor dem Kampfe zagen? Sie tragen ja die Gewißheit des Sieges in sich, Sie sind eine Künstlerin von Gottes Gnaden. Ich möchte sagen, daß ich der lebende Beweis für Ihr Genie bin. Ja, lachen Sie nicht, es ist so. Wie Sie mich hier sehen, war ich bis vor kurzer Zeit ein ganz prosaischer Mensch, ohne allen Sinn für Schönheit und Kunst. Wider meinen Willen, nur um meiner alten Mutter dadurch einen Gefallen zu thun, ging ich an jenem verhängnißvollen Abende mit in's Theater, sehr bereit, zu spötteln und mich gründlich zu langweilen. Es kam anders. Ich vergaß meine Spottlust bald über einer Begeisterung, wie ich sie noch nie im Leben empfunden hatte. Ihr Spiel, Ihr Wesen wirkten auf mich unwiderstehlich — wie eine Naturkraft. Sie rissen mich zu glühender Bewunderung hin, Sie machten mich aus einem spottlustigen Pessimisten zum leidenschaftlichen Enthusiasten. Gerade deshalb konnte ich die ernüchternden Erfahrungen, die jener Abend mir dann brachte, so schwer ertragen, gerade deshalb begegnete ich Ihnen so schroff und beleidigend, daß ich es mir jetzt nicht verzeihen kann. Der Schmerz um meine verlorenen Illusionen machte mich hart und ungerecht".

Er hielt erschrocken inne, er hatte sich hinreißen lassen und fühlte zu spät, daß seine Begeisterung einer Liebeserklärung sehr ähnlich war.

Erröthend sah er zu Toni hinüber, aber sie war nicht verlegen, wie er es fast erwartet hatte, auf ihrem Gesicht lag ein heller Freudenschimmer.

Sie war zu sehr an die Begeisterung der Menschen gewöhnt, zu sehr Künstlerin, um etwas anderes als Kunstenthusiasmus in seinen Worten zu finden.

„Es freut mich von Herzen, daß ich Ihnen so sehr gefallen habe", sagte sie freimüthig, „und meine Künstlereitelkeit ist sehr bereit, Sie als Bekehrungswunder gelten zu lassen. Uebrigens haben Sie sehr recht, mich zu schelten, ich will diese energielose Müdigkeit bei Seite werfen, und den Kampf, wenn er nicht zu vermeiden ist, wacker ausfechten".

Er hatte seine Ruhe wiedergewonnen.

„So ist's recht", sagte er heiter, „so gefallen Sie mir".

Er deutete nach der Zeitung.

„Wie kam eigentlich dieses elende Machwerk in Ihre Hände?“

„Ein „Freund“ sandte es mir anonym“, sagte sie verächtlich.

„Ah und dieser „Freund“ ist wahrscheinlich auch der Verfasser des Artikels“.

„Das nicht, dazu fehlt ihm der Geist. Aber der Anstifter ist er jedenfalls“.

„Sie hegen einen bestimmten Verdacht?“

„O, es ist kein Verdacht, sondern meine feste, unerschütterliche Ueberzeugung. Der Anstifter dieser Intrigue ist Graf Thun, mein ehemaliger Verlobter, jetzt mein größter Feind. Ich will Ihnen Alles erzählen, dann mögen Sie selbst urtheilen“.

Es war in Sydow's Wesen etwas, das blindes Vertrauen erheischte, und Toni gab sich diesem Eindrucke mit der ganzen leidenschaftlichen Rückhaltlosigkeit ihres Charakters hin.

Sie erzählte ihm alle Erlebnisse der letzten Tage, sie verschwieg ihm nichts, weder ihren eigenen Leichtsinn und Egoismus, noch auch die Herzlosigkeit und Hinterlist ihres früheren Verlobten.

„Jetzt wissen Sie Alles“, sagte sie aufathmend, „und Sie werden nun wohl meinen, daß die Welt recht daran thut, mich zu verdammen“.

Er ergriff ihre Hand und hielt sie mit festem, herzlichem Druck in der seinen.

„Das werde ich nicht thun“, sagte er, „was Sie verbrochen haben in jugendlichem Leichtsinn, das haben Sie redlich gebüßt in der Angst dieser letzten Tage. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und erlaube mir zuletzt noch eine Frage. Wenn Sie je in die Lage kommen, einen Freund zu Rath oder Hilfe zu brauchen, wollen Sie sich dann an mich wenden, wollen Sie glauben, daß Ihr Glück mir immer theurer, unendlich viel theurer sein wird als mein eignes?“

Eine heiße Röthe stieg in ihr blasses Gesicht; sie nickte stumm.

Er zog ihre Hand, die noch in der seinen lag, ehrfurchtsvoll an seine Lippen, dann ging er.

Fast acht Tage waren vergangen.

Der Kandidat war auf dem Wege zur vollkommenen Genesung und, wie er versicherte, glücklicher auf seinem Krankenlager, als er es je im Leben gewesen war.

Für Toni war die absolute Ruhe, die der Doktor empfohlen hatte, gleichfalls heilsam gewesen; sie hatte, ihrem Vorsatz gemäß, die energielose Müdigkeit abgestreift, und war wieder das sonnige, lebensprühende Geschöpf, das sie immer gewesen war.

Vor ihrem Jubel über die Wiedergenesung ihres alten Wohlthäters wich jeder Kummer, der etwa noch ihr Herz belastete, weit zurück.

Sie hatte ihm Alles gebeichtet, und seine Glückseligkeit darüber, daß jede Verbindung zwischen seinem Lieblinge und jenem entsetzlichen Menschen aufgehoben sei, trug viel zu seiner schnellen Genesung bei.

Sie erfuhr auch jene „alte, längstverschollene Geschichte“ und es faßte sie ein Schauder, wenn sie dachte, wie nahe sie daran gewesen war, sich jenem gewissenlosen Manne durch die heiligsten Bande zu verbinden.

Sydow kam nach wie vor täglich, um seinen Patienten zu besuchen, und er wurde von der kleinen Familie stets mit herzlichster Freude begrüßt. Frau Winter sah in ihm das Muster eines jungen Mannes, der Kandidat seinen Retter, und Toni ihren Freund.

Es war dem Arzt ein köstlich wohlthuendes Gefühl, wenn sie ihn jetzt so vertrauensvoll begrüßte und so unbefangen und herzlich mit ihm plauderte, wie mit ihren beiden alten Freunden.

Er gestand es sich nicht, daß er täglich mehr dem Zauber der schönen Augen erlag, er täuschte sich noch immer über die Natur seines Gefühls und nannte Bewunderung und herzliche Freundschaft, was schon längst Liebe war.

So waren die Tage vergangen. Toni's Urlaub war abgelaufen. Morgen reiste sie nach Berlin zurück, und heut ging der Doktor zum letzten Male zur „Dämmerungsvisite“, wie Toni seine abendlichen Besuche scherzend nannte.

Flüchtig wie ein Traum war die schöne Zeit vorübergegangen und vielleicht ließ sie auch eben so wenig, wie ein solcher, eine Spur in seinem Leben zurück.

In den nächsten Wochen würde er wohl noch zuweilen den Kandidaten aufsuchen, um mit ihm von der Entfernten zu plaudern, dann hörte auch das auf.

Der alte Herr siedelte, sobald er erst völlig hergestellt war, nach Berlin über und damit hatte Alles sein Ende erreicht.

Sie würde ihn bald genug vergessen in dem reichen, vielbewegten Leben, in das sie nun wieder eintrat, und er — nun, er würde zurückkehren zu seinen Büchern und zu seiner angestrengten Berufsthätigkeit, nach und nach würde der schöne Traum verblassen, bis jede Spur davon verweht war.

Warum ihn der Gedanke nur so schmerzte? Es war ja ganz natürlich so, und er ein klar und ruhig denkender Mann, gewöhnt, sich in die Konsequenzen der Nothwendigkeit ohne Weiteres zu fügen.

Er fand Toni nicht daheim; sie war nach dem Hotel gegangen, um die Verpackung ihrer Sachen selbst zu überwachen.

Nun, vielleicht war's besser so.

Warum noch einmal den ganzen Zauber eines solchen Plauderstündchens durchkosten und sich dadurch das Herz erst recht schwer machen. Er sagte ihr dann morgen auf dem Bahnhofe einige herzliche Worte des Abschiedes und damit war's zu Ende für immer.

Er empfahl sich heut sehr früh, denn er war nicht aufgelegt zum Plaudern, und auch der Kandidat war still und wortkarg.

Der alte Mann, der die jahrelange Abwesenheit seines Lieblings klaglos ertragen hatte, fand sich jetzt nur schwer in die kurze Trennung.

Eine nervöse Angst und Aufregung hatte sich seiner bemächtigt.

„Mir ist, als würde ich das Kind nicht wiedersehen, wenn sie jetzt von mir geht“, klagte er, und der Doktor bot vergebens seine Ueberredungskunst auf, ihn zu beruhigen und zu trösten.

Als Sydow die letzte Treppe hinabstieg, kam ihm von unten her eine dunkle Gestalt entgegen. In der matten Beleuchtung glaubte er Toni zu erkennen, doch wurde er im nächsten Augenblick wieder irre an seiner Meinung.

Diese gebeugte Haltung, dieser schwankende, unsichere Schritt. Nein, das konnte sie nicht sein.

Er war mit wenigen Schritten bei ihr.

„Mein Gott, sind Sie's denn wirklich?“ fragte er erschrocken.

Sie sah zu ihm auf, und er bemerkte sofort, daß ihre Züge eine heftige, innere Bewegung wiederspiegelten.

„Was fehlt Ihnen“, fragte er, „ich bitte, sprechen Sie“.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht hier“, sagte sie gepreßt.

„Nein, Sie haben recht, hier ist's unmöglich, aber ich kann Sie in diesem Zustande der Aufregung nicht zu dem Kranken lassen, Sie würden ihn tödtlich erschrecken. Kommen Sie, es ist ein schöner Abend, wir gehen ein wenig vor dem Hause auf und ab, und Sie erzählen mir dabei, was Ihnen geschehen ist“.

Er bot ihr den Arm, sie zögerte unentschlossen.

„Toni“, bat er, „haben Sie mir nicht neulich versprochen, daß Sie mich als Ihren Freund betrachten wollen, daß Sie sich an mich wenden wollen, wenn Sie Rath und Hilfe brauchen. Haben Sie das so schnell vergessen?“

Sie ließ den Schleier herab und legte ihren Arm in den seinen.

„Aber nicht hier auf der belebten Straße“, flüsterte sie, „führen Sie mich in den nahen Stadtpark. Ich muß mit Ihnen allein sein, wenn ich Ihnen Alles sagen soll“.

Er fühlte, daß ihr ganzer Körper in wilder Aufregung bebte, und daß sie kaum im Stande war, ihre Fassung zu bewahren.

(Schluß folgt.)

Die Ostereier.

Erzählung von Hugo von Rittberg.

„Meine Großmutter hat es immer gesagt, daß die Ostereier Glück bringen und deshalb soll gesucht werden“. Diese Weisung erließ mein Vater, und Cäcilie, sein Mündel sagte: „Wie Sie wollen, Herr Vormund, es wird geschehen; aber ich erlaube mir zu bemerken, daß es keine Kinder mehr hier im Hause giebt, die da suchen“.

„Potz Blitz, Cilly, Du bist noch ein Kind und der Hugo kommt auch noch heute Abend. Ihr sollt suchen, ich werde die Eier verstecken und wer morgen die meisten Eier findet, der soll sich etwas erbitten, was es sei, ich gewähre es ihm“.

Dieser Hugo war aber der Verfasser dieses Geschichtchen und zugleich Assessor bei dem königlichen Gerichte zu B. „Sonnabend vor Ostern treffe ich ein“, hatte ich geschrieben und war wirklich an Ort und Stelle, wo mir mitgetheilt wurde, was mein Vater dem Finder verheißen habe.

„Heilige Fortuna“, rief ich, „sei mir gnädig. Ich will wie ein Kind suchen, aber ohne Deinen Schutz gelingt es mir nicht; denn Deine Feindin Pech haftet mir an“.

Was ich mir wünschen würde, wußte ich bereits.

Der Morgen kam; der alten deutschen Sitte gemäß hatte sich mein Vater sehr früh aus dem Bette erhoben und die Eier in Empfang genommen, welche schon gesotten dastanden. Dann eilte er von Zimmer zu Zimmer und schaffte still und geheim.

Um acht Uhr läutete seine Glocke, ich erhob mich. Cilly war schon auf der Suche. „Guten Morgen, Vetter“, rief sie mir lachend zu: „ich erringe den Preis, ich habe schon zwanzig Eier und bedarf nur noch elf, um zu siegen“.

„Und was würdest Du Dir wünschen?“

„Das weiß ich noch nicht, jedenfalls etwas Schönes“.

„Ich mir das Schönste unter dem Himmel“. Dabei umschlang ich sie und ein Kuß braunte auf ihrem Mund.

„O pfui!“ rief sie, „das heißt ein Mädchen überraschen; aber die Strafe folgt dem Vergehen“ — und patsch traf ihre Hand meine Wangen.

„Wart' das sollst Du büßen“. Sie war entsprungen, und mein Vater ließ sich sehen. Er schüttelte das Haupt.

„Ihr habt Euch gezankt“, meinte mein Papa: „Wann werdet Ihr Euch wohl vertragen? Cilly ist ein gutes Mädchen und wäre sie nicht so arm, würde sie die beste Partie machen. Nimm Dich zusammen, daß sie Dir den Preis nicht abjagt“.

Nun hatte mein Papa die Eigenheit, daß er die Eier stets in die Betten versteckte. Ich wußte das, und da mich keine Scheu abhielt, so gelang es mir wirklich ein und dreißig Eier zu finden.

„O weh!“ sagte Cilly: „Nun ist mein Sommerhut aufgeschoben. Vetter, es ist sehr ungalant von Dir, mich so um den Preis zu bringen“.

Auch mein Vater seufzte: „Die Eier werden mir heute theuer zu stehen kommen, Hugo wird Schulden haben, die bezahlt werden müssen“.

„Keineswegs, Papa; ich wünsche mehr“.

„Und was?“

„Eine Frau!“

Cilly schwindelte, sie wußte, daß mein Vater wünschte, daß ich eine reiche Frau nehmen möchte, und daß ich ein folgsamer Sohn sei. Sie wollte sich entfernen; aber ich hielt sie zurück. „Diese hier!“ rief ich.

„Cilly“, bemerkte mein Vater, „mit der Du fortwährend in Fehde lebst?“

„Allerdings, Cilly!“

„O Vetter, das habe ich nicht verdient, daß Du mich so behandelst, so meiner Armuth spottest“. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Auch mein Vater zog die Stirn in Falten.

„Cilly ist ein gutes Mädchen —“

Ich fiel ihm in das Wort: „Ebendeshalb wähle ich sie, Cilly, willst Du mich?“

Da warf sie sich an meine Brust.

„Verdammter Junge — — was ist dabei zu machen?“ brummte der Vater. „Die Ostereier — na — nie wieder —“

„Ist mir dies eine Mal auch vollauf genug —“ rief ich, „brauchst Dich nicht wieder zu bemühen. Meinst Du nicht auch, Cilly?“

Sie sah mir nur leuchtenden Auges in's Antlitz und nickte stumm.

Carmen Sylva.

Das von uns erwähnte Buch der Königin von Rumänien, aus dem wir unseren Lesern erst kürzlich an anderer Stelle (im Hauptblatt) eine Probe gegeben, veranlaßt die eingeweihten Personen zu interessanten Mittheilungen über die Lebensweise des rumänischen Königspaares in Sinaia, in dessen Nähe der Pelesch vorüberfließt, jener stürmische Waldbach, nach dem die königliche Dichterin ihre sinn- und gemüthvollen Märchen, Pelesch-Märchen, benannt hat. Wir entnehmen diesen Mittheilungen das Folgende:

Castell Pelesch ist der Name des noch nicht völlig eingerichteten Schlosses, das der König von Rumänien oberhalb von Sinaia, in einem Seitenthal der Prahova, sich gebaut hat. Um dies Schloß herum liegen die meisten der Felsen und Schluchten, die Carmen Sylva durch ihre Märchengestalten belebt, und angesichts seiner, in dem Forsthaus, zehn Minuten oberhalb des Schlosses, hat die Dichterin sie geschrieben und ihrem Reiche die Naturlaute abgelauscht, die sie in so schwungvoller Sprache wiedergiebt. Schon lange ehe der Bau des Castells Pelesch und des Forsthäuschens begann, war die Sommerresidenz des rumänischen Herrscherpaares im Kloster Sinaia, das dicht an der Mündung des Pelesch in die Prahova, hoch über den Flüssen und der kleinen Ortschaft Sinaia liegt. Zur Winterszeit sind die Mönche die einzigen Bewohner des Klosters, der Ort Sinaia aber stirbt nie mehr ganz aus. Sind auch die meisten der schönen Villen, die während der letzten zehn Jahre längs der Straße erbaut wurden, in dieser Jahreszeit verödet, so haben doch die großen Gasthöfe immer einige Gäste. In der guten Jahreszeit ziehen sich dagegen die Mönche im Kloster so bescheiden zurück, daß viele der zahlreichen ausländischen Gäste des Hofes nicht erfahren, daß unter demselben Dach mit den königlichen Herrschaften einige fromme Väter in ihren Zellen hausen. Das Leben des Königspaares ist aber durchaus nicht einsam in jenem abgeschiedenen Waldthal; im Gegentheil, zahlreich sind die Besuche. Es vergeht kaum ein Tag, an dem die Eisenbahn, die gerade um 12 Uhr Mittags in den kleinen Bahnhof von Sinaia einfährt, nicht einige Gäste aus Bukarest brächte, auf welche die Hofwagen mit den glockenbehangenen Pferden, von rumänischen Postillonen geführt, schon warten. Wohl haben die rumänischen Postillone noch ihre altberühmte Tollkühnheit, ihre bunte Tracht und den bebänderten Hut, aber wer jagt jetzt noch mit ihnen, acht, zwölf Pferde vor dem Wagen, durch die Flüsse und die Anhöhen hinauf! Ihre Zeit ist vorüber . . . . Wenn das rumänische Königspaar in Sinaia die Gastfreiheit nach orientalischer Weise großartig übt, so hat das noch einen besonderen Reiz. Sie empfangen nicht wie gekrönte Häupter. Die Königin ist mit bezaubernder Liebenswürdigkeit immer bestrebt, vergessen zu machen, wie überlegen sie Allen ist, der König, mit einer würdigen Zurückhaltung, die gerade so viel Zwang auferlegt, wie jedem nöthig ist, damit er fühlt, daß er nicht mehr in der Alltäglichkeit steckt. Schon in der Erscheinung ist dieser harmonisch wirkende Unterschied des Königspaares markirt: der König trägt stets seine Uniform, während die Königin, nachdem sie das Bergkostüm abgelegt, in der Tracht der rumänischen Bäuerin empfängt. Der Schleier, den jede rumänische Frau, im Unterschiede von den Mädchen, um den Kopf gewunden trägt, verbirgt das kurze krause Haar. Wann aber kommt die Fürstin dazu, sich selbst anzugehören und Carmen Sylva zu sein? Das Kloster Sinaia hat wohl eine herrliche Lage, aber es birgt wenig Räumlichkeiten. Es ist ein einstöckiges Gebäude, das um eine Kirche herum im Viereck gebaut ist; der Kirche zugewandt, also an der Innenseite, zieht sich eine bedeckte hölzerne Galerie hin, von der aus man in alle Gemächer, von denen keins mit dem anderen direkt verbunden ist, gelangt. Alles ist auf das Einfachste eingerichtet, die Königin fand dort nicht einmal ein Arbeitszimmer, eine Ecke ihres Schlafzimmers ward ihr Dichterheim, bis das Forsthaus ausgebaut und eingerichtet wurde. Das Forsthaus ist speziell Carmen Sylva's Reich und wird es hoffentlich auch bleiben, selbst wenn das Castell Pelesch, das mit seltener Pracht und feinem Kunstsinn ausgestattet ist und mehr als hundert Zimmer enthält, bezogen werden wird. Der Weg vom Kloster zum Forsthaus führt durch den Wald und am Schloß vorbei. Jeden Tag, wenn die Königin ihn wandelt, springen die Kinder der vielen an dem Bau und der Einrichtung des Schlosses beschäftigten Arbeiter ihr entgegen und küssen ihr die Hand. Einmal fehlte ein kleiner Liebling, die Königin bemerkte es, geht in die Hütte und findet das Kind schwer krank an Diphteritis, kurze Zeit darauf verschied es in ihren Armen.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.